

Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 5 (1948)

Heft: 4

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen

Benjamin Dean Meritt, H. T. Wade-Gery, Malcolm Francis McGregor: The Athenian tribute lists, vol. II. The American school of classical studies at Athens. Princeton (New Jersey) 1949. 4^o, X + 126 S., 16 Tafeln. \$ 10.00.

Daß ein ganzer Stab von Gelehrten sich gemeinsam jahrzehntelang intensiv um eine einzige zusammenhängende Inschriftengruppe bemüht, dürfte in der Geschichte der Wissenschaft wohl einzig dastehen, aber die Wichtigkeit der Tributlisten des attischen Seebundes, genauer gesagt, des der Göttin auf der Burg geweihten Sechzigstels davon, und der dazugehörigen «Einschätzungsbeschlüsse» der attischen Volksversammlung für die Geschichte des 5. Jahrhunderts v. Chr. und für die historische Geographie der Küsten des ägäischen Meeres in griechischer Zeit ist so überragend, daß sie schon viele Forscher in ihren Bann gezogen hat. Die Marmorstele, die einstmals diese Listen der ersten 15 Jahre von 454/53 bis 440/39 trug, war dazu mit ihren mindestens 3½ m ursprünglicher Höhe, 110 cm Breite und 38½ cm Dicke die riesigste griechische Inschriftstele, die jemals aufgestellt wurde. Aber das Schicksal hat diesem mächtigen Denkmal übel mitgespielt, es ist in zahllose, oft kleine und kleinste Bruchstücke zerschlagen. Bruchstücke von der Oberfläche der Stele, die noch Reste der Inschrift tragen, oft nur wenige Buchstaben, sind nunmehr 180 bekannt, aber auch mit der zweiten Stele, die die folgenden acht Jahre enthielt und deren Text aus 72 Einzelfragmenten gewonnen werden muß, steht es nicht viel besser. Danach wurde für jedes einzelne Jahr eine besondere Stele aufgestellt. Diese Zahlen geben einen kleinen Begriff davon, welche gewaltige Arbeit damit verbunden ist, den Text dieser wichtigen Urkunden nach Möglichkeit wiederherzustellen, die einzelnen Fragmente richtig einzuordnen und dem Ganzen das Mögliche an Erkenntnissen abzugewinnen. Die jetzigen Herausgeber, zuerst Meritt und West, begannen ihre Arbeit an den Tributlisten im Jahre 1923 und bereiteten diese Ausgabe abgesehen von zahlreichen Reisen in einer größeren Anzahl von bisher erschienenen Einzelaufsätzen und auch Büchern vor.

Der erste Band erschien im Jahre 1939. Er enthielt den Katalog aller erhaltenen Fragmente mit Besprechung ihrer Lesung an zweifelhaften Stellen, Zeichnungen und Photographien von möglichst allen Stücken, dann die restaurierten und ergänzten Texte, dazu den Abdruck und die Behandlung einer Reihe inschriftlicher Texte, die unmittelbar mit den Tributen des Seebundes zusammenhängen, dann den ausführlichen Kommentar der behandelten Inschriften, das Register der in den Listen genannten Städte mit allen Angaben über ihr Vorkommen in den Listen, ihre Tributquoten und alle sonst dazugehörigen Angaben, im 9. Kapitel (dem «Gazeteer») alle notwendigen Angaben und Literatur über Identifizierung und topographischen Ansatz der Ortschaften, das Verzeichnis der vorkommenden Hellenotamiai und endlich in den Testimonia (T 1–161) den Abdruck aller literarischen und inschriftlichen Quellenstellen, die sich sonst irgendwie mit den Tributen des Seebundes und ihrer Organisation befassen, schließlich weitere Indices und Tafeln.

Der zweite Band, der hier angezeigt wird, ist durch die Kriegereignisse erheblich später erschienen, als beabsichtigt war. In der Zwischenzeit sind noch ein paar Fragmente hinzugekommen. Das erste Kapitel gibt dem Benutzer alle notwendigen Hinweise, die bei der selbständigen Beschäftigung mit diesen Inschriften zu beachten sind, und im zweiten Kapitel noch einmal den Gesamtabdruck der ergänzten Texte der Tributlisten und Einschätzungsbeschlüsse mit den Änderungen und Verbesserungen, die sich in der Zwischenzeit noch ergeben hatten. Bedeutend erweitert ist dabei die Abteilung D (decrees), der Anhang der Inschriften, die sich sonst unmittelbar auf den attischen Seebund beziehen, deren Zahl von 9 auf 25 erhöht wurde. Neu aufgenommen wurden vor allem die erhaltenen Bündnisverträge mit Städten des Seebundes. Zwei weitere Kapitel geben Nachträge und Berichtigungen zum Register und «Gazeteer» des ersten Bandes, ein späteres solche zu den Hellenotamiai. Neu abgedruckt und durch Hereinnahme zahlreicher weiterer Texte vervollständigt ist die Abteilung Testimonia, die aber die Zählung des ersten Bandes beibehält und die neu aufgenommenen unter Zuhilfenahme von Buchstaben einschiebt. Neu ist ein Index der Tributsummen der Städte. Auf 16 Tafeln sind die neuen Fragmente und sonst neu behandelten Inschriften abgebildet. Ein dritter in Aussicht genommener Band soll die Geschichte des Seebundes enthalten, ein vierter die zusammengefaßten Register aller drei Bände und eine vollständige Bibliographie.

Im einzelnen zu einem solchen Werk Stellung zu nehmen, würde eine ebenso entsagungsvolle, jahrzehntelange Nacharbeit voraussetzen. Daß hier das Äußerste an wissenschaftlicher Gründlichkeit und Sorgfalt geleistet wurde, ist längst bekannt. Der Altertumsforscher kann nur mit höchster Dankbarkeit diese bewundernswerte Gabe in Empfang nehmen, die von jetzt an die Grundlage aller Forschung und Arbeit an und mit den Tributlisten bildet. Jeder, der irgendwie zu diesen wichtigen Dokumenten zu greifen hat, wird es besonders dankbar begrüßen, daß die Herausgeber in diesem zweiten Band sich entschlossen haben sowohl den nochmals revidierten Text der Inschriften wie die sämtlichen Testimonia noch einmal ganz abzudrucken, so daß die Benutzung dieser Texte dem Fachgenossen denkbar bequem gemacht ist. Hoffen wir, daß es den Herausgebern recht bald gelingt, ihr Standardwerk mit den angekündigten zwei Schlußbänden völlig zum Abschluß zu bringen.

Ernst Meyer.

Konrad Gries: Constancy in Livy's Latinity. New York 1949 (Selbstverlag des Verfassers). 8° 176 S.

Die Untersuchung von Gries ist in der Hauptsache eine Auseinandersetzung mit einem 1898 im 10. Band des Archivs für lat. Lexikographie erschienenen Aufsatz des Wölfflinschülers S. G. Stacey, betitelt *Die Entwicklung des livianischen Stils*, dessen Ergebnisse seinerzeit allgemeine Zustimmung gefunden haben und seither unbesehen weitergegeben worden sind. Nach Stacey hebt sich die erste Dekade des livianischen Geschichtswerks stark von den folgenden ab. Einmal habe der Autor es für angemessen erachtet, seiner Darstellung der Sagen und Legenden der ältesten Zeit durch Verwendung dichterischer Wörter und Wendungen überhaupt und durch sprachliche Anleihen bei Ennius im besondern ein poetisches Kolorit zu geben, während er, bei der urkundlich gesicherten Periode der römischen Geschichte angelangt, auf diesen Flitter verzichtet habe. Sodann habe sich sein in den ersten zehn Büchern noch schwankender Sprachgebrauch in den späteren gefestigt, wobei die Entwicklung aber nicht etwa durch eine Entfernung von der klassischen Norm, sondern gegenteils durch eine Rückkehr zu dieser gekennzeichnet sei.

Bei seiner erneuten, tiefer schürfenden Behandlung dieses Themas ist es Gries gelungen, vieles an den Ausführungen Staceys als nicht stichhaltig zu erweisen. Wenn dieser beispielsweise *incertus* mit dem Genitiv als dichterisch in Anspruch nimmt und in *incerti rerum omnium* 9, 43, 4 eine ennianische Reminiszenz sehen will unter Berufung auf Ennius, *Scen.* 142 *suarum rerum incerti*, so wird seine Auffassung durch die Tatsache widerlegt, daß diese Konstruktion in vorlivianischer Zeit nicht allein bei Ennius, sondern auch bei Plautus, *Rud.* 213 *incerta (sum) consili* vorkommt, bei dem sie aus der zeitgenössischen Volkssprache stammt, daß sie bei Livius selber außer viermal in der ersten Dekade noch weiterhin fünfmal in der dritten und in der vierten Dekade bezeugt ist, und daß sich endlich *solliciti incertique rerum suarum* 24, 31, 5 (also in der dritten Dekade) näher mit der obigen Ennius-Stelle berührt als *incerti rerum omnium* 9, 43, 4. Folglich läßt sich aus diesem *incertus* mit dem Genitiv und aus der angeblichen Ennius-Reminiszenz kein Beweis für eine die erste Dekade charakterisierende, bewußte und gewollte dichterische Färbung ableiten. Zu Livius 1, 16, 3 *pacem precibus exposcunt, uti uolens propitius suam semper sospitet progeniem* bemerkt Stacey: «Einen entschieden poetischen Klang hat das Verbum *sospitare*, welches Ennius, *Scen.* 295 *regnumque nostrum sospitent superstitent* gebraucht hat.» Demgegenüber macht Gries mit Recht geltend, daß Livius unverkennbar eine alte Gebetsformel zitiert, gerade so wie Ennius a. a. O. und desgleichen Catull 34, 22ff. *Romulique, / antique, ut solita es, bona / sospites ope gentem*. Daraus zu schließen, Livius habe sich in der ersten Dekade einer feierlich gehobenen, poetischen Ausdrucksweise bedient, sei demnach ein Versuch mit untauglichen Mitteln, denn dann könnte man ja ebensogut Ciceros Stil als archaisch und poetisch nennen, weil er häufig alte Dichter zitiert.

Was die von Stacey behauptete Entwicklung des livianischen Stils anlangt, wonach nach anfänglichem Schwanken jeweils der klassische Sprachgebrauch die Oberhand gewonnen hätte, so zeigt Gries auch in dieser Beziehung manche Schwächen der Argumentation seines Vorgängers auf. Die von den Klassikern gemiedene Verbindung *aeque quam* begegnet bei Livius je 2mal in der ersten, dritten und vierten Dekade, während das klassische *aeque ac* durch 6 Belege aus der ersten, 3 aus der dritten, 6 aus der vierten und 4 aus der fünften Dekade vertreten ist. Wie kann angesichts dieser Zahlenverhältnisse von einem anfänglichen Schwanken und einer nachherigen Rückkehr zur klassischen Norm gesprochen werden? Das Schwanken ist ja doch nicht bloß in der ersten, sondern auch noch in der dritten und in der vierten Dekade zu beobachten, und andererseits herrscht das klassische *aeque ac* bereits in der ersten Dekade vor, so daß Livius nicht dazu zurückzukehren brauchte. An Stelle von *introducti ad senatum* 3, 4, 6 und 5, 27, 12 tritt schon von 7, 30, 1 an und in der Folge ausschließlich, im ganzen etwa 20mal, *introducti in senatum*. Dieses *introducti in*

senatum muß indessen keineswegs von Cicero hergeholt sein, der sich immer so ausdrückt, vielmehr hat wohl Livius, dem die beiden Wendungen *introduci ad senatum* und *introduci in senatum* zur Wahl standen (so etwa wie wir im Deutschen die Wahl haben zwischen *ein Mittel für den Husten* und *ein Mittel gegen den Husten*), in einem gegebenen Moment für die zweite als die ihm passender scheinende optiert.

Gries verfißt also die Ansicht, daß Livius, obwohl er zweifellos ein Bewunderer Ciceros war, sich dennoch nicht eine künstliche Nachahmung des Stils dieses letztern zum Ziel gesetzt, sondern sich eng an die Sprache der Gebildeten seiner Zeit angeschlossen habe, und er vergleicht ihn mit Thackeray, der zu wiederholten Malen seiner Bewunderung für Addison Ausdruck verliehen, ihn aber nicht zum Vorbild seiner eigenen Schreibweise genommen, sondern seine Werke in der Sprache der viktorianischen Epoche verfaßt habe. Daß die erste Dekade sprachlich wegen der besonderen Natur des in ihr behandelten Stoffes eine Sonderstellung einnehme, sei nicht in Abrede zu stellen, aber die in ihr zutage tretenden Eigentümlichkeiten des Ausdrucks seien weder von Livius noch von seinen Lesern als poetisch empfunden worden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Gries die weitschichtige Materie mit umfassender Sachkunde und sicherem Urteil gemeistert hat, und daß seine Studie im Vergleich mit der von Stacey einen namhaften Fortschritt darstellt, wenn auch billigerweise hinzugefügt werden muß, daß eben die Liviusforschung in den letzten fünfzig Jahren nicht stehen geblieben ist und sich Gries die in diesem Zeitraum gewonnenen Erkenntnisse und vorab auch den *Thesaurus linguae Latinae* zunutze machen konnte. Max Niedermann.

Andreas Alföldi: Die Kontorniaten, ein verkanntes Propagandamittel der stadtrömischen heidnischen Aristokratie in ihrem Kampfe gegen das christliche Kaisertum. Festvortrag, gehalten am 9. Mai 1941, Festschrift der ungarischen numismatischen Gesellschaft zur Feier ihres vierzigjährigen Bestehens. Tafeln: Budapest 1942, Text: 1943.

Geplant war vom Verfasser, dessen Name auch in der Schweiz keiner besonderen Einführung mehr bedarf, ein vollständiges Inventar jener spätrömischen Scheinmünzen, welche nach der um ihren Rand laufenden Rinne (*contorno*) seit der Renaissance Kontorniaten genannt werden. Der Krieg hat dies verhindert. Dennoch ist das Vorgelegte erstaunlich reichhaltig und enthält – außer den in deutschen, italienischen, schweizerischen und ungarischen Sammlungen befindlichen Stücken – auf Grund von Abgüssen, Durchreibungen und Photographien auch die Kontorniaten des Britischen Museums, des Cabinet de Médailles in Paris und der Münzensammlung des Nationalmuseums in Kopenhagen. Von dieser wahrhaft internationalen Reichhaltigkeit, die im Jahre 1941 in Ungarn noch möglich war, zeugen die 585 Nummern des «Kataloges der bearbeiteten Exemplare», zeugt die reichhaltige Übersicht über die Bildtypen der Kopf- und Rückseiten der geprägten Kontorniaten, zeugen schließlich die 75 ganzseitigen Tafeln mit ihren annähernd 900 beidseitig abgebildeten Kontorniaten und weiteren zum Vergleich beigezogenen Reproduktionen.

Auf Grund dieses mit aller Sorgfalt gesammelten und beschriebenen Materials, das trotz seiner Unvollständigkeit um ein Drittel mehr Stücke umfaßt als die Liste bei Cohen-Feuardent (welche ihrerseits noch ganz auf dem 1860 publizierten Werke von I. Sabatier *Description générale des médaillons contorniates* basiert), konnte es Alföldi unternehmen, endlich eine abschließende Antwort zu geben auf die viel umstrittene Frage, was denn der Zweck dieser Medaillen gewesen sei. Er tut dies im Kernstück der großen, zwei Foliobände umfassenden Publikation, in der Form eines Festvortrages, den er zur Feier des vierzigjährigen Bestehens der ungarischen numismatischen Gesellschaft in Budapest gehalten hat.

In übersichtlicher und klarer Darstellung, die es auch dem Nicht-Numismatiker erlaubt, mit reichem Gewinn zu folgen (Alföldi schreibt ein verblüffend gutes Deutsch mit nur wenig Fehlern), wird zunächst die Klassifizierung der Kontorniaten auf Grund technischer Merkmale und bestimmter Leittypen und auf Grund des Prinzipes vorgenommen, daß die besten Prägungen jeweils an den Anfang zu setzen sind (S. 8ff.). So erhalten wir drei Hauptgruppen: die Hauptmasse geprägter Kontorniaten aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, darauf basierend eine zweite Gruppe ebensolcher Kontorniaten nach 410 bis ca. 470 und dazwischen gegossene Medaillen aus der Zeit des Theodosius und seiner Söhne. Im einzelnen bleibt die versuchte Aufstellung einer Reihenfolge allerdings noch weitgehend hypothetisch.

Die überwiegende Mehrzahl der Kontorniaten muß in Rom in der staatlichen Münzstätte geprägt worden sein (S. 12), und zwar, wie aus Darstellungen, die auf das Isis-Fest und die *Vota Publica* Bezug nehmen, ersichtlich ist, ursprünglich zur Versenkung am Neujahrsfest (S. 37ff.). Die Sitte derartiger Neujahrs Geschenke kennt schon Ovid (*Fasti* 1, 220ff.), sie ist auch für Augustus durch Sueton bezeugt. Als besonders glückbringend und deshalb besonders geeignet galten alte römische Bronzen, aber auch Goldstücke fremder Könige;

geradezu talismanhafte Wirkung traute man den Münzen Alexanders des Großen zu. Seit dem 2. Jahrhundert werden solche kostbaren Neujahrsmedaillen auch neu geprägt und vom Kaiser als Geschenke und Gnadenbeweise an vornehme Herren verteilt (der Vorsteher des Staatsschatzes heißt jetzt *comes sacrarum largitionum*). Diese kaiserlichen Geschenke aber, für die es außer dem Jahresanfang auch andere Gelegenheiten gab, wurden von den senatorischen Adelsgeschlechtern Roms nachgeahmt; an die Stelle der kaiserlichen Medaillen traten dabei die billigeren Kontorniaten, die mit ihrem durch die umlaufende Furche hervorgehobenen Rand den zum Schutze des Münzbildes aufgehämmerten Rand früherer Münzen und Medaillen wiedergeben.

Auch die verschiedenerelei nachträglich eingeritzten Beizeichen, die sich auf den meisten Kontorniaten finden, bezeugen deren glückbringende Kraft (S. 25ff.); vor allem ist es der Palmzweig, das herzförmige oder rhombische Blatt, die Sonnenscheibe und immer wieder das Monogramm *PE*, das von Alföldi mit *praemis (P) feliciter (FEL = E) remunerabimur* (manchmal ist der schräge Abstrich eines *R* dem *P* beigegeben) gedeutet wird. Alle diese Zeichen, die unter anderem auch auf Spielbrettern, Lampen, Pferdendarstellungen gefunden worden sind, weisen auf die Zirkusspiele und sind ursprünglich Siegesymbole. Ihre Übertragung als apotropäische Zeichen auf jene glückbringenden Medaillen ist nicht zu verwundern, zumal in jener Zeit sozusagen alle Lebensgebiete vom Gedanken der Wettspiele durchdrungen waren. Auf keinen Fall sind wir dazu berechtigt, anzunehmen, die Kontorniaten seien Spielsteine eines Brettspieles gewesen oder Eintrittsmarken für Wettspiele – um damit zwei der bisherigen Deutungsversuche zu erwähnen (S. 4ff.).

Diesen Erklärungsversuchen gegenüber läßt Alföldi im Kapitel *Die Gedankenwelt der Kontorniaten* (S. 57ff.) am Leser die lange Reihe der auf den Vorder- und Rückseiten dargestellten Personen und Gegenstände vorbeiziehen: allen voran die Alexander- und Kaiserbüsten, unter diesen an erster Stelle neben den «guten» Kaisern Traian und Hadrian auffälligerweise auch Nero, als «agonistischen Heros» und gleichzeitig als «Antichrist», wie Alföldi sehr einleuchtend darlegt; dann die Köpfe der berühmtesten griechischen und römischen Dichter und Denker von Homer und Pythagoras bis zu Seneca und Apollonius von Tyana; des weiteren heidnische Götter und ihren Kultus, Bilder aus der Volkssage und der klassischen Mythologie, die den Römern durch ihre Schullektüre und besonders durch Vergil bekannt waren, und immer wieder Kutscher mit ihren Lieblingspferden und andere Darstellungen aus dem Gedankenkreis der Spiele. Ganz wie von selbst fügt sich dies alles – besonders wenn man noch bedenkt, daß trotz der damals offiziellen Stellung der Kirche sich keine einzige christliche Darstellung findet – in den bekannten Zusammenhang der heidnisch-nationalen Opposition des stadtrömischen Adels in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, die durch die Gestalten der Symmachi und Nicomachi, des Macrobius und des Vettius Agorius Praetextatus, durch die Dichtungen des Claudius Claudianus und – wie Alföldi zeigt – die verkappte christenfeindliche Haltung der *Historia Augusta* verkörpert wird. Das geistige Erbe der Alten in Kunst und Literatur «war das höchste irdische Gut für den spätantiken Kulturmenschen». «Von den Früchten», die jene Renaissance der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts zeitigte, «zehren wir noch heute.» Die ausgedehnte Kunst- und Kulturpropaganda jener Zeit bringt nun Alföldi durch reiche Belege aus der zeitgenössischen heidnischen und christlichen Literatur und durch Heranziehung von Werken der bildenden Künste mit der Gedankenwelt der Kontorniaten in Zusammenhang; auch ihnen war in dieser Propaganda eine gewisse, wenn auch nicht zu überschätzende Rolle zugeeignet.

Die ersten Emissionen fallen nicht zufällig mit dem Besuch Constantius' II. im Jahre 357 in Rom zusammen; dieser sonst strenggläubige Kaiser hat, um den über die Bevorzugung Konstantinopels empörten Senat zu beschwichtigen, die Feier seiner Vicennalien auf die Zeit seines dortigen Aufenthaltes verlegt und sich dabei ganz der altrömischen Tradition mit all dem Zeremoniell eines Triumphzuges und dem Prunk von Wettspielen unterworfen (S. 49ff.). Stadtpräfekt war damals Vitrasius Orfitus, ein Heide – wie die meisten stadtrömischen Würdenträger jener Jahre. Ihm als Vertreter des Senates unterstand in der Münzstätte von Rom die Prägung der Kupfer- und Bronzemünzen; er konnte es sich damals leisten, diese zu einer im Grunde obrigkeitsfeindlichen Propaganda zu mißbrauchen. Ebenso handelten auch seine Nachfolger, bis dann – nach kurzer offizieller Anerkennung durch Julian¹, dessen Heidentum jedoch eher griechischen, neuplatonisch-monotheistischen

¹ Seinerseits traf Julian in Konstantinopel auf empfindlichen Widerstand. Bezeichnenderweise mußte der von ihm eingesetzte heidnische Konsul Claudius Mamertinus in seiner Antrittsrede geflissentlich jede christenfeindliche Anspielung vermeiden; denn er sprach vor einem mehrheitlich christlichen Senat. Vgl. H. Gutzwiller, *Die Neujahrsrede des Konsuls Claudius Mamertinus vor dem Kaiser Julian*. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 10 (Basel 1942), 19f. 23f.

Charakter hat – unter Theodosius die revolutionär-heidnische Bewegung äußerlich zusammenbricht. Trotzdem ist die christenfeindliche Haltung des Adels noch ungebrochen; die jetzt folgenden gegossenen Kontorniaten zeugen davon. Nach dem Gotenbrand scheinen die Einschränkungen wieder gelockert worden zu sein: die zweite, nun einsetzende große Periode geprägter Kontorniaten wagt es sogar, allerdings ohne Umschrift, Julian darzustellen; dann klingt es allmählich aus. Die letzte Festprägung mit der Darstellung eines heidnischen Gottes stammt aus der Regierungszeit des Anthemius, der bezeichnenderweise trotz seiner Rechtgläubigkeit auch gestattet haben soll, in Rom das heidnische Lupercalienfest noch einmal zu begehen.

Das ist die Antwort Alföldis auf die Frage nach dem Zweck der Kontorniaten. Mit seiner Arbeit verfolgt er aber noch ein zweites Ziel: Er will an diesem dazu besonders geeigneten Stoffe darlegen, wie die Numismatik ihre eigenen Probleme nicht dadurch zu lösen vermag, daß sie sich in den Dienst der Fragestellungen anderer historischer Wissenschaften stellt, sondern umgekehrt, indem sie ausschließlich ihren eigenen Zusammenhängen folgt und dabei sich die Resultate jener Schwesterwissenschaften zu Nutze macht. Die Lösungen aber, die auf Grund dieser Methode (Alföldi nennt sie «entwicklungsgeschichtliche Rekonstruktion») erzielt worden sind, vermögen nun ihrerseits erst recht geistes- und kulturgeschichtlichen Fragen zu bisher nicht möglichen Resultaten zu verhelfen². Allerdings bedarf es dazu einer überlegenen Beherrschung nicht nur des eigenen Faches, sondern auch der Nachbargebiete. Daß diese Kenntnisse Alföldi gerade auch für diese Epoche der Spätantike zur Verfügung stehen, hat er in verschiedenen seiner früheren Arbeiten gezeigt³. Hier entwirft er nun ein Bild jener entscheidenden Auseinandersetzungen zwischen der heidnisch-römischen Tradition und der neuen christlichen Staatsmacht in Byzanz, ein Bild jener ungeheuren Spannung zwischen dem starr-dogmatischen Glauben der römischen Nobilität an die Unbesiegbarkeit Roms und dem tatsächlich bereits erfolgten Übergang dieser Macht an Byzanz und bald auch an die Germanen⁴, ein Bild jenes inneren Gegensatzes zwischen der neuen Hinwendung des römischen Adels zum religiösen und kulturellen Erbe der Väter und dem völligen Verfallensein dieser selben Kreise an die Scheinwelt der Spiele und Wettkämpfe – ein Bild, wie es anschaulicher und überzeugender kaum sein könnte.

Mit welcher Spannung möchte man dem vom Verfasser verheißenen Buch über *Das heidnische Rom unter den christlichen Kaisern* entgegensehen! Ob es wohl noch geschrieben wird? Allen dunkeln Mächten der Gegenwart zum Trotz wollen wir es hoffen!

Lajos Nyikos.

Felix Stahelin: Die Schweiz in römischer Zeit. Dritte, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. (Schriften herausgegeben durch die Stiftung von Schnyder von Wartensee XXXVIII.) XVIII + 659 S., 205 Abb. im Text, 1 Karte, 3 Pläne. Benno Schwabe & Co., Basel 1948.

Seit langem wußte man, daß Felix Stahelin an einer Neuauflage seiner *Schweiz in römischer Zeit* arbeite, erfuhr danach, daß der im Gang befindliche Druck sich schmerzlich lange hinauszögerte. Nun liegt die mit Spannung erwartete Neuauflage in einem stattlichen Bande vor. Sie war besonders erwünscht, da die 17 Jahre, die seit der letzten Auflage im Jahre 1931 verflossen waren, eine Zeit besonders lebhafter Forschungstätigkeit auf dem Boden der Schweiz gewesen waren. Die Wirtschaftskrise der Jahre vor dem zweiten Weltkrieg kam der archäologischen Forschung in der Schweiz dadurch zugute, daß es gelang, namhafte öffentliche Mittel für den freiwilligen Arbeitsdienst arbeitswilliger und arbeitsfähiger Stellenloser aller Berufe flüssig zu machen. Und es tauchte sofort der Gedanke auf, diesen freiwilligen Arbeitsdienst auch für wissenschaftliche Ausgrabungen einzusetzen, was

² Nur ein Beispiel: Wie wir gesehen haben, stehen die häufigen Nero-Bildnisse auf den Kontorniaten in engem Zusammenhang mit den Spekulationen über die Rückkehr des Nero, die sich bei den kirchlichen Schriftstellern um 400 besonders oft finden; in diesen Zusammenhang gestellt, bekommt die Datierung der Gedichte Commodians auf die Jahre nach 410 (Hinweise auf die Literatur bei Alföldi S. 61, Anm. 72) eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

³ z. B. *A festival of Isis in Rome under the Christian emperors in the IVth century*, Dissertationes Pannonicae 2, 7 (1937). *Die Ausgestaltung des monarchischen Zeremoniells am römischen Kaiserhofe und Insignien und Tracht der römischen Kaiser*, Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Institutes, Röm. Abt. 49 (1934) und 50 (1935).

⁴ Ein Beispiel für das bewußte Vorbeigehen an den Gegebenheiten der Gegenwart und das überschwängliche Lob der Macht und Herrlichkeit Roms unter Verwendung von Gedankengängen der alten Zeit ist z. B. das kurz nach dem Gotenbrand verfaßte Gedicht des Rutilius Namatianus; vgl. H. Fuchs, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 42 (Festband Felix Stahelin, Basel 1943), 37ff.

denn auch in einer Reihe von Fällen gelang. So konnten an mehreren wichtigen Stellen Ausgrabungen in einem Ausmaß vorgenommen werden, das früher unmöglich war. Von den die römische Schweiz betreffenden Plätzen kam das vor allem dem Legionslager Vindonissa, Augst, Avenches und dem interessanten Tempelbezirk über Petinesca zugute. An den freiwilligen Arbeitsdienst schlossen sich während des Krieges mehrfach Ausgrabungen mit Hilfe von Kriegsinternierten an. Dadurch sind unsere Kenntnisse an vielen Punkten stark gefördert worden. Aber auch sonst war die Forschung gerade in diesen Jahren lebhaft und der Wunsch, diese ganze Ernte an Neuentdeckungen und neuen Erkenntnissen in der großen Zusammenschau Staehelins verwertet zu sehen, groß.

Die Neuauflage erfüllt diese Wünsche, wie nicht anders zu erwarten war, in bester Weise. Aufs sorgfältigste ist alles berücksichtigt und nachgetragen, was seit 1931 an Neuem hinzugekommen ist, teils in Nachträgen oder Änderungen am Text, teils in kritischen Referaten. Äußerlich ist das Buch um 56 Seiten von 603 auf 659 Seiten gewachsen, außerdem sind die Abbildungen von 180 auf 205 vermehrt worden, auch mehrere alte durch neue ersetzt. Vor allem zu begrüßen sind die mancherlei neuen Pläne, in denen die Ausgrabungstätigkeit der letzten drei Jahre ihren besonders sichtbaren Ausdruck findet. Auch die drei großen Pläne von Augusta Raurica, Vindonissa und Aventicum am Schluß des Bandes sind durch neue Pläne ersetzt, der letztere auf Grund des vor kurzem von der Gesellschaft Pro Aventico herausgegebenen neuen Plans durch einen mehrfarbigen in doppeltem Maßstab. Allgemein ist für diese Neuauflage ein noch besseres Papier verwandt worden als für die frühere, was allen Abbildungen sehr zugute kommt, die sich nunmehr weit besser und klarer präsentieren. Der Neuzuwachs an Entdeckungen und wissenschaftlichen Erkenntnissen findet natürlich seinen Niederschlag in erster Linie in den Anmerkungen, in denen sie besprochen und verwertet werden, doch ist auch im Text an nicht wenigen Stellen leicht oder stärker geändert worden. Im einzelnen kann darauf hier nicht eingegangen werden. Im ganzen darf man aber wohl sagen, daß der größte Teil des Textes unverändert geblieben ist. Zu durchgreifenden Änderungen, die über den Rang von Nachträgen hinausgehen, hat der Verfasser sich nur an einzelnen Stellen veranlaßt gesehen; manches von dem, worin Mitforscher anderer Meinung sein zu müssen glauben, hat nicht die Zustimmung Staehelins gefunden. So ist das Buch im ganzen doch das alte geblieben, aber in erneuerter und verschönerter Form und dem derzeitigen Stand unseres Wissens entsprechend. Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses Buch, das in seiner Verbindung von äußerster wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit mit ausgezeichnete Darstellungskraft ein Meisterwerk historisches Landeskunde ist, längst nicht mehr.

Ernst Meyer.

Karte von Gallien. Als Beilage zur Caesar-Ausgabe der Editiones Helveticae ist im Verlag Huber & Co., Frauenfeld, eine Karte von Gallien erschienen, die vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz (Basel) in Zusammenarbeit mit dem Herausgeber des Caesar-Textes, Prof. H. Fuchs, angefertigt worden ist. Die Karte wird in Zukunft den Caesar-Texten beigeheftet werden. Einzelne Stücke können zum Preise von 60 Rappen in den Buchhandlungen und beim Verlag bezogen werden.

J. Marouzeau: Quelques aspects de la formation du latin littéraire. Collection linguistique, publiée par la Société de linguistique de Paris. Klincksieck, Paris 1949. 232 p. 600 fr.f.

«L'histoire du latin littéraire offre un riche champ d'observations: innovations et réactions, rôle de l'école et de la tradition, respect des modèles et pratique du *certamen*, conflits entre la théorie et l'usage, sens du réel et propension à l'analyse, purisme et exotisme, goût de l'expressif et de la démesure ou en sens contraire de la réserve et de l'atténuation, tyrannie des préjugés esthétiques aux dépens de l'individuel et du spontané: toutes forces et tendances qui, agissant tantôt en opposition et tantôt en convergence, représentent les facteurs d'une évolution réductible à des lois» (p. 5–6). Quarante ans de recherches patientes, aux confins de la linguistique et de la philologie, ont conduit J. Marouzeau à la découverte de ces lois qui, pour évidentes qu'elles paraissent maintenant, n'en étaient pas moins dissimulées sous un fatras d'habitudes et de préjugés. Tenu par une main experte et impitoyable, le scalpel fouille, sectionne l'organisme délicat complexe, rébelle, où, puisque le latin se prolonge par le français, se sentent encore les pulsations de la vie.

Quelles ressources la langue offrait-elle à l'écrivain? J. Marouzeau de présenter les aspects du latin ancien: *latinitas* – *urbanitas* – *rusticitas*, apports respectifs de la province, de Rome, de la campagne qui, pauvres individuellement, constitueront, en s'unissant et en proliférant par leurs contacts, un fonds déjà riche. A quoi s'ajoutent les ressources intrinsèques. La «pauvreté originelle» (p. 32) du latin est compensée par la facilité avec laquelle la langue crée des mots selon le processus naturel de la dérivation. Ce qui confère au latin «la régularité

de sa structure et l'aspect harmonieux de sa morphologie» (p. 32). Ordonnance que troublera l'action de l'écrivain à la recherche de l'expressivité. Ainsi il préférera la forme rare, ou il attribuera au mot une valeur nouvelle qu'il importe de rétablir. La tradition apporte son concours. Le Romain, religieux et juriste, hanté par la crainte de l'omission, est prolixe et verbeux: origine de la *copia dicendi*. Pour exprimer sa pensée, l'écrivain a été obligé de remédier aux inaptitudes de la langue en utilisant les éléments existants: dure étape de la «conquête de l'abstrait» (p. 107 et suiv.). L'enrichissement définitif est dû au grec.

Comment ces ressources sont-elles exploitées? «L'organisation de la langue ne procède pas par ces classifications logiques, ces groupements et synthèses qui font l'ornement de nos grammaires et la satisfaction de notre esprit; elle se fait par des actions particulières, par des analogies occasionnelles, par des transferts, décalages, interférences, de telle façon que les 'valeurs syntaxiques' sont aussi difficiles à définir que les valeurs sémantiques» (p. 145). Ni la logique, ni la psychologie ne fournissent une interprétation suffisante de la syntaxe. «L'appel à la psychologie trahit notre ignorance des faits, et répond à notre besoin instinctif d'explications immédiates. Mais la linguistique est une science de causes secondes, et plus nous avançons dans la connaissance historique, plus le rôle de la pensée se réduit au profit de la tyrannie des formes» (p. 151).

Quant à l'attitude de l'écrivain devant les moyens d'expression, ses préférences, ses répulsions, le chapitre sur la stylistique donne la quintessence de l'enseignement du maître, fondateur de cette science. «Le domaine du choix, donc du style, est presque illimité» (p. 164). Il s'agit de repérer le procédé de style, de le distinguer du fait de langue (p. 173), celui-ci résultant de celui-là, quand l'usage l'a rendu banal; de jauger l'expressivité non par l'expression directe, mais par une sorte de négatif qui la suggère renforcée («expression indirecte», p. 182). Enfin par l'exemple (*Quelques éléments de poétique: l'art horatien*, p. 193), J. Marouzeau montre *de visu et de auditu* le parti qu'un grand poète a tiré des ressources phoniques: «Horace artiste des sons». Non seulement la disposition des syllabes ou des mots, mais une symétrie savante des groupes à la manière d'un chant responsorial caractérisent la virtuosité horatienne.

Ce compte rendu ne donne qu'une idée approximative de la richesse de ce livre, à la fois austère et attrayant, écrit avec une clarté et une élégance admirables. Il ne laissera aucun latiniste indifférent. Toute activité philologique reposant sur la compréhension préalable du texte, nul ne doit ignorer les moyens d'investigation qu'une science bien conduite met à sa disposition, une méthode qui, partant de l'observation de faits insignifiants en apparence, amène, par l'étude de l'expression, le chercheur au cœur de la pensée humaine.

J. Béranger.

Gerard Hendrik Blanken: Introduction à une étude du dialecte grec de Cargèse (Corse).

Préliminaires – Phonétique. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Leyde. A. W. Sijthoff's Uitgeversmaatschappij N.V., Leiden 1947. 99 p.

Parmi les dialectes néogrecs le cargésien est un des plus intéressants. Il n'est parlé aujourd'hui que par quelques dizaines de descendants du groupe des émigrés venant du Magne en Péloponnèse et établis, depuis 1676, en Corse. Malgré les vicissitudes de toute sorte – changements de dominations, hostilité des Corses, querelles ecclésiastiques – la petite colonie a conservé jusqu'à nos jours ses traditions et son dialecte, mais le danger d'absorption par l'entourage non grec est de plus en plus imminent. La description de ce groupe, avant qu'il ne soit complètement assimilé, est donc des plus urgentes.

L'intérêt linguistique de l'étude du cargésien dépasse le domaine de la dialectologie néo-hellénique. Le mécanisme des innovations apparaît sous un jour nouveau dans un dialecte qui n'est parlé que par quelques familles qui se connaissent très bien; on trouverait difficilement ailleurs un exemple aussi instructif du trilinguisme – à l'heure actuelle tous les grecisants de Cargèse parlent couramment le dialecte, le corse et le français; le problème des influences linguistiques étrangères se pose ici – dans un groupe très restreint et isolé de sa métropole depuis trois siècles – en toute son ampleur.

Nous ne possédons jusqu'ici que des études plutôt superficielles de ce dialecte. La description la plus détaillée de Phardys (1888) a été faite par un auteur qui n'avait pas la formation linguistique. Les spécialistes comme Mirambel, Anagnostopoulos et Triandaphyllidis se sont bornés à des résumés plus que sommaires. L'article le plus substantiel sur le cargésien a été fourni par R. M. Dawkins, *The Greek Dialect of Cargese and its disappearance* (Byzant.-Neogr. Jahrbücher 1927), mais l'auteur, bien qu'un linguiste très averti, n'a fait qu'un séjour de 24 heures à Cargèse, ses observations sont donc nécessairement incomplètes.

Le travail de M. Blanken vient combler cette lacune. L'auteur, qui étudie le cargésien depuis 1932, prépare un ouvrage fondamental sur l'histoire de la colonie, la grammaire

et le vocabulaire du dialecte suivis d'un recueil de textes et de documents. L'ouvrage que nous examinons ici n'est que la première partie de la grammaire et, en plus des observations préliminaires, d'ailleurs très instructives, ne contient que le chapitre sur la phonétique. On ne pourrait donc apprécier définitivement le travail de M. Blanken qu'après la parution des chapitres consacrés à la syntaxe et le vocabulaire cargésien, car c'est là que les particularités du dialecte apparaissent pleinement.

Quant aux particularités phonétiques du cargésien – palatalisation des gutturales devant voyelles antérieures, mouillure de λ et ν devant i , disparition de la nasale dans le groupe nasale occlusive à l'intérieur des mots, maintien de l'accentuation $-éα, -εῖα, -ία$, développement d'un i interconsonantique, instabilité du ζ final, etc. – on les retrouve dans les autres dialectes grecs. Dans l'ensemble la phonétique du cargésien continue celle du maniote, mais elle est plus proche du grec commun. L'auteur explique ce phénomène, surprenant à première vue, par l'influence à Cargèse de l'église et de l'école (les $δασκαλοι$, qui ont puissamment contribué à la conservation du grec en Corse, étaient des nouveau-venus, originaires des différentes provinces et cherchaient à implanter avant tout le grec commun).

L'auteur ne signale que deux particularités phonétiques du cargésien qui seraient sans parallèles ailleurs: fermeture régulière des e ($\epsilon, αι$) et o ($ο, ω$) toniques et palatalisation, devant voyelle antérieure de g ($\langle γγ, γκ \rangle$), qui devient un \check{g} . Ce dernier phénomène se retrouve dans les autres dialectes (p. ex. Kos $\check{α}γγελο\varsigma = \check{α}γγελο\varsigma$), mais il n'y apparaît pas à côté de la palatalisation de κ, γ, χ . L'auteur attribue le développement en cargésien de quatre palatales à l'influence du corse qui possède également ces quatre sons (*Jenua* = Genova, *cera*, *gentile*, *connosce*). Il se demande également si la fermeture des e, o (qu'il a été le premier à constater en cargésien) n'est due à l'influence du français. Cette supposition, je ne saurais la partager. Il ne s'agit pas de la pure coexistence des e, o fermés et ouverts; celle-ci peut être constatée dans les autres dialectes, p. ex. dans les villages de Chio. La particularité du cargésien consiste en une répartition rigoureuse: e, o toniques-fermés, mêmes voyelles atones-ouvertes. Or, en français la relation semblable entre l'accent tonique et la fermeture de e, o n'existe pas.

En général, il ressort de l'exposé de M. Blanken que même dans le cas spécial du cargésien la phonétique est la plus récalcitrante aux influences étrangères. Les influences indubitables du corse et du français sur le cargésien sont à chercher dans le vocabulaire ($σπεράω = \acute{ε}λπίζω$, $\acute{\omega}ρα =$ «donc», $πουρτάντου =$ «pourtant», $τὸ τραῖνο =$ «le train» avec e ouvert contrairement à la règle dont nous venons de parler) et dans les tournures syntaxiques ($μία ἀποφτὰ τῖς μέρες$, calque du français «un de ces jours»).

Même le fragment que nous connaissons du travail de M. Blanken permet d'apprécier pleinement la méthode et la clarté exemplaires de l'exposé et les vastes connaissances de l'auteur, sans parler de sa parfaite maîtrise des problèmes cargésiens. Dans ce domaine il est probablement sans rival aujourd'hui, et c'est avec un intérêt d'autant plus grand qu'on attend la publication de la suite de son travail. Constantin Regamey.